

Heimat und Ferne

Beilage zum Teltower Kreisblatt.

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow.

Nr. 5

Montag, den 19. März

1934

Die Desertere von Kottbus (1813)

Von Chr. Böttg.

Während des Waffenstillstandes, den die Verbündeten mit Napoleon geschlossen (5. Juni bis 16. August 1813), lag die Armee des Marschalls Dürinot in Kottbus und in dem umliegenden Dörfern im Quartier. Unter den Truppen befand sich ein Kontingent westfälischer Reiter, dem Rheinbund zugehörig. Da preussische Streitkräfte in der Nähe standen, fehlte es nicht an Versuchen, zu ihnen überzulaufen, um auf verbündeter Seite gegen den verhassten Erbfeind zu kämpfen, während von preussischer Seite alles geschah, um die flammende Begeisterung durch Mittelpersonen und durch gedruckte Auf-rufe in den andern deutschen Ländern zu verbreiten. Welch guten Erfolg diese Schritte hatten, zeigt das Beispiel des westfälischen Kontingents, bei dem der entschlossene Wille, an der Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken, zahlreiche Desertionen auslöste. Diesem Uebelstande abzuwehren, griff sein General Wolff zu tatkräftigen Mitteln, indem über ergriffene Fahnenflüchtige die Todesstrafe durch Erschießen verhängt ward. Als in einer Nacht wiederum sich zehn westfälische Reiter heimlich entfernten, um zu den Preußen überzulaufen, nahm gleich am Morgen ein französisches Kommando die Verfolgung auf. Dabei gelang es, von den Flüchtlingen fünf wieder einzufangen, während die anderen fünf entkamen. Es waren das die Chevauxlegers Karl Mode aus Kalt-Eben und Heinrich Mentle aus Goldbeck; ferner die Husaren Franz Resfid aus Warburg, Johann Westphal aus Rudenburgen und Andreas Breemer aus Saldorf.

Ueber den ganzen Vorfall möchte ich eine bisher kaum bekannte Quelle heranziehen, die zeitgenössischen Aufzeichnungen eines Mitkämpfers, eines westfälischen Offiziers¹⁾. Es heißt da:

„In Cottbus gab es viele stark preussisch gesinnte Einwohner, welche alles mögliche taten, um die Leute des westfälischen Regiments nach vor Ablauf des Waffenstillstandes zum Uebergang zu den preussischen Truppen zu bestimmen. Sie leisteten ihnen allen Beistand. Einige 20 Mann waren schon mit Sach und Pack davongekommen. Bis her war v. Veltens Zug ohne Desertere geblieben. Doch jeder Morgen beim Appell fürchtete er einige zu vermissen. Namentlich traute er zwei jungen Leuten aus Kassel nicht. Ihre Eltern hatten schon zweimal für sie Stellvertreter bezahlen müssen, und endlich mußten sie doch noch eintreten. Wenn ich nun einmal Soldat sein muß, hörte er den einen einst sagen, — so will ich doch lieber bei den Preußen sein, als bei den Franzosen.“ Wenn v. Veltens ihn angezeigt hätte, so wäre er schon damals fusiliert, mindestens in die Eisen gekommen. Doch er ignorierte es. Schon vor dem Appell stürzt der Wachtmeister zu v. Veltens herein: „Herr Leutnant, nur sind die vier besten Leute aus der Schwadron fort, zwei aus Ihrem Zuge!“

Schnell kleidet v. Veltens sich an und wirft sich aufs Pferd. Draußen begegnet er dem Adjutanten d'Elène auch zu Pferde, welcher ihm zuruft: „Allons les chercher, ils ne peuvent pas être loin.“ (Suchen wir sie, sie können nicht weit sein.) Sie sprengen fort, und wie ein Spürhund weiß d'Elène ihre Fährte zu finden. Mit großer Vorsicht suche ich ihr abzulenken. Es gelingt mir, ihn zu bestimmen, uns zu teilen.

Die Desertere waren durch einen Bach geritten und hatten sich, nach den Pferdespuren zu urteilen, auf der anderen Seite getrennt. d'Elène ritt auf der einen, ich auf der anderen Seite des Baches. Bald kam ich in einen dichten Erlensbruch und sah in der Ferne die Unglücklichen, welche in ein Moor geraten waren. Ich warf mein Pferd zurück, jagte zu d'Elène zurück, um ihn abzuhalten. Bald traf ich ein Detachement, welches uns nachgelangt war. Ich dirigierte es in die Richtung von d'Elène, welcher umgekehrt war und uns entgegenkam. Ich schückte eine Verleugung meines Pferdes vor und überließ d'Elène das Detachement. Sie sprengten fort und brachten nach einer Stunde die vier Unglücklichen als Gefangene. Sofort trat ein Kriegsgericht zusammen.

Die Desertere durften sich einem Verteidiger wählen und machten mich dazu. Mit aller Beredamkeit suchte ich das Straffällige ihres Tuns abzuschwächen, indem ich die Verführung seitens der Einwohner, die frühere Stellung der Ersahmänner usw. hervorhob. Indes nichts half. Die Ent-

fernung mit Pferd und Waffen war zu gravierend. Sie wurden zum Tode verurteilt.

Als ihr Verteidiger durfte ich vorher allein zu ihnen eintreten. Doch — so hieß der Anführer des unglücklichen Kleeblatts — flüsterte mir ins Ohr: „Herr Leutnant, wir haben wohl bemerkt, daß Sie, als Sie unser in dem Bruche anständig wurden, sich von uns abwandten. Wir danken Ihnen herzlich. Darum wählten wir Sie zu unserem Verteidiger, wußten aber wohl, daß wir den Tod erleiden würden. Ich bedauere nur, daß wir unsere Waffen nicht geladen hatten, um wenigstens den Spürhund d'Elène zu erschließen.“

Dem damaligen Diakonus an der Oberkirche zu Cottbus, Ludwig August Köhler, fiel die traurige Aufgabe zu, die Verurteilten zum Tode vorzubereiten.²⁾ Auch Veltens widmet seinen Leuten teilnehmende Worte: Er übernahm mit 20 Mann die Ehrenwacht bei den Unglücklichen. Sie waren männlich gefaßt. Sie wären zwar lieber vor dem Feind geblieben, als solchen Tod zu erleiden. Doch tröstete sie der Gedanke, daß sie für die deutsche Sache starben.

Die Bürger von Cottbus brachten alles mögliche an Speisen und Getränken, um ihnen die letzten Stunden zu erleichtern. Doch nahmen sie nichts zu sich.

Mit Tagesanbruch rückte die ganze Brigade aus, die armen Verurteilten inmitten französischer Infanterie und begleitet von Tausenden mitfühlenden tiefbetrübten Menschen.

Vor der Front des Regiments deutete ein frisch aufgeworfenes großes Guab das Ziel ihrer trüblichen Wander-schaft an. Die anderen Regimenter waren in Hufeisenform aufgestellt. Das Urteil wurde ihnen verlesen. Das Verbinden der Augen hatten sie abgelehnt. Mit zum Himmel hoffnungsvoll gerichteten Blick empfingen sie aus 20 Gewehren die Geschosse und sanken dahin. Alle standen stumm und trübe da. Ein schneidendes Kommando „Garde à vous!“ rückte die geknickten Blicke empor. Mechanisch wurden die entsprechenden Bewegungen ausgeführt. Mit schmetternden Trompeten ging es nach Cottbus zurück. Nur wenige waren, welche den Unglücklichen nicht eine Träne nachgeweiht hätten. Selbst unser General war tief erschüttert. Mit Tränen in den Augen brachte er der Disziplin dies Opfer.

Nach dem Feldzug haben die Bürger der Stadt diesen gefallenen Deutschen ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

Soweit die Ausführungen Volkenkerns.

Das Mal erhebt sich auf der Stielower Hügel vor der Stadt. Dort hin wurden die Verurteilten um 8 Uhr morgens geschafft. In weißer Gewandung wurden sie zu ihren Gräbern gewiesen. Nach der knackernden Salbe der französischen Gewehre ein kurzer erstörter Aufschrei — fünf Jünglingsherzen schlugen nicht mehr.

Das westfälische Husarenregiment mußte an den fünf entseelten blutigen Körpern vorüberziehen zur Abschredung. Aber der Zweck wurde nicht erreicht; denn die Desertionen nahmen zu anstatt aufzuhören. Bei der später erfolgten Separation wurde der zu Stelow gehörende Begräbnisplatz ausgehoben (vgl. Anm. 2) und als solcher im Bezirk vermerkt.

Die fünf Gräber haben sich andauernder Pflege durch die Einwohnerschaft erfreut, bis diese im Jahre 1845 ein würdiges Denkmal an der Grabstätte errichtete, in dessen Unterhaltung sich Stadt- und Landkreis teilen.

Wie mir der Stadtdiöwan von Kottbus, Herr Fritz Schmidt, in liebenswürdigem Entgegenkommen mitteilte — auch die Quellen in Anm. 2 und am Schluß meiner Arbeit verdanke ich ihm —, besteht das Mal aus einem mehrhöhen Granitobel mit einem schlichten Eisenkreuz, hinter dem sich die fünf Hügel in Reihe wölben. Die Inschrift lautet: „Ruhe-stätte der unter französischer Herrschaft am 16. Juli 1813 erschossenen Krieger aus Westfalen.“ Folgen am Sockel die Namen. Auf der Rückseite lesen wir: „Liebe zum Vaterlande war ihr Tod. Geseht von den Bewohnern der Stadt Cottbus und Umgegend 1845. Und schmüden Euch auch keine Ruhmes-hallen, für Deutschlands Freiheit seid auch Ihr gefallen.“

Der Vorfall ist typisch für jene Tage, wo deutschem Empfinden schmerzliche Opfer auferlegt wurden. Fünf Männer, die den Tod nicht fürchteten, weil es um die große Sache des

deutschen Vaterlandes geht, in dem heißen Streben nach der Befreiung vom französischen Joch, erden draußen auf der Heide. Wem fällt da nicht Braumolds stimmungsvolles Lied vom „Grab auf der Heide“ ein?

Zum Schluß seien mir einige sachliche Bemerkungen gestattet. Beide Berichte, Köhler und Lehsten, weichen in Einzelheiten voneinander ab. Entweder sind 10 Mann, davon entfallen auf Lehstens Regiment 4; dann sind die andern 6 vom westfälischen Husarenregiment gewesen. Singsrieder wurden 2 Cheveauxlegers und 3 Husaren; demnach sind ebensoviel Cheveauxlegers und Husaren entkommen. Aus Lehstens Bericht geht nicht klar hervor, daß von seinen Leuten nur 2 den Tod erlitten haben. Diese Unterlassung erklärt sich vielleicht aus den kriegerischen Unruhen jener Tage; denn trotz des Waffenstillstandes herrschte ein latenter Kriegszustand. Lehsten nennt ferner den „Anführer“ der wiedereingekommenen Leute „Doh“; er dürfte mit dem Karl Mode identisch sein. Ferner spricht Lehsten von einem großen Grabe, während Köhler richtig von fünf Einzelgräbern spricht, wie sie ja auch heute noch erhalten sind.

Die ganze Angelegenheit erforderte weiteren Nachforschung nicht unwert, zumal eine reichliche Literatur sich ihr zugewendet hat. Ueber sie hat mich Herr Stadtarchivar Schmidt freundlicherweise unterrichtet. Ich nenne daraus die folgenden Veröffentlichungen:

1. Reminiscenzen aus früherer Zeit (Errichtung des Denkmals), Cottb. Anzeiger 1888, Nr. 16, 19, 21, 30.
2. Heidegräber, nach mündlicher Ueberlieferung von

J. O. in „Sie gut Brandenburg allewege“. Bierzehntagschronik des Niederlaus. Generalanzeigers vom 15. September 1904.

3. „Vergiß, mein Volk, die Toten nicht“ von Ew. Müller. Zücting und Webers Lesebuch zur Pflege vaterländischer Bildung. Neubearbeitung von R. Heintemann, M. Krüger, S. Sandt, Fritz Schmidt und E. Witte. Teil II, S. 382. Julius Klinkhardt, Leipzig 1911.

4. Ewald Kausch, Das Grabmal der Eschschönen, mit Gedicht. Cottb. Anz. 1927, Nr. 163, 1. Beil.

1) D. v. Volkenstern, Am Hofe König Jeromes, Erinnerungen eines westfälischen Pagen und Offiziers (K. u. U. Frh. v. Lehsten-Dingelstädt, Berlin 1905, S. 116. Karl August Ulica Frh. v. Lehsten hat als Page am Hofe König Jeromes von Westfalen gedient; er ist der Sohn des hessischen Generals v. Lehsten und macht als Leutnant beim 2. Cheveauxlegerregiment dem Feldzug in Rußland mit. Sein Regiment wird danach zum Gardecheveauxlegerregiment ernannt. U. kämpft auf französischer Seite gegen die Verbündeten der Baruth (Ueberfall auf die Franzosen), bei Großbeeren und Dennewitz. Schließlich hat er die Genehmigung, mit dem Sturz des Königsreichs Westfalen seines Landes als Offizier in französischen Diensten entbunden zu werden.

2) Köhler, Geschichte von Cottbus 1813 und 1814, S. 82, im Stadtarchiv zu Cottbus vorhanden. Eine weitere Darstellung des Vorfalles findet sich in einer Abschrift aus dem Reges über die Gemeinheitssteuung in Sielow vom 12. Juli 1845 (Stadtarchiv Cottbus, B. 1105).

Die Teltowgraphie des Johann Christian Jedel

Von Dr. Wolfgang Rost.

Im Jahre 1700 wurde Johann Christian Jedel zum Prediger in Teltow „vociert“. Er wirkte dort bis 1738. In seiner Teltowgraphie hinterließ er nicht nur eine Stadtgeschichte, sondern gab auch eine Beschreibung des Kreises Teltow und der Geschichte der Städte in demselben. Letzteres Verdienst ist ihm aber bestritten worden. Die Handschrift, deren Original in der Preussischen Staatsbibliothek und deren saubere Abschrift im Märkischen Museum der Stadt Berlin liegen, wird durch F i d i c i n zwei Schreibern zugewiesen. Danach stamme der erste Teil von dem früheren Rektor Gerlach in Potsdam, dessen Handschrift ihm genau bekannt war, der zweite vom Pastor Jedel. In die neueren Gesamtdarstellungen vom Teltow ist die Nachricht übernommen, daß Jedel bald nach 1730 mit Hilfe des Berliner Rektors und Geschichtsforschers Küster eine Chronik aufgesetzt habe, was aber durch zweierlei als nicht erwiesen gelten darf. F i d i c i n bemerkte, daß Küsters Handschrift in dem Manuskript nicht vorläme. Zum anderen heißt es in der Teltowgraphie selbst: eine ausführliche Beschreibung Berlins meißt der übrigen Städte sei von keiner Notwendigkeit, „weil solches von anderen gelehrten Männern weitläufig bereits gesehen“. Hierbei wird in einer Anmerkung der Hinweis auf J. Chr. Müller und Küster, „unter dem Titel altes und neues Berlin“, gegeben und auf den Prediger zum Heiligen Geist in Berlin, W. J. Schmidt und dessen „Berlinsche Merkwürdigkeiten und Cöllnische“.

Merkwürdigerweise wurde die Chronik in anderem Zusammenhang durchaus in das richtige Licht gerückt, und zwar durch W. Gundlach, der in seiner Geschichte der Stadt Charlottenburg auch den längeren Quellenbeleg aus dem ersten Teil der Chronik mitteilte, der von westlichen Stadtachsen handelt und im dritten Kapitel die Situation des Kreises und dessen Einteilung erläutert, wobei als sechste Stadt Charlottenburg genannt wird. Mit Recht legte Gundlach einer solchen, immerhin eingehenden Darstellung des „gewissenhaften Mannes“ im Hinblick auf die Erforschung der Frühzeit der Stadtgeschichte Charlottenburgs Bedeutung bei. Berührt doch die Schilderung auf Erkundigungen, die der Pastor Jedel damals bei Angehörigen des Charlottenburger Magistrats selbst eingeholt hatte. Die Schilderung dürfte zwischen 1733 und 1736 niedergeschrieben sein.

Anders ging dagegen W. Spack in seinem umfangreichen Werk „Der Teltow“ vor, in dem er u. a. auf F i d i c i n s „Teltow“, amtlichen Materialien u. dgl. fußt. Er erwähnt den Teltowprediger einige Male. In dem Teltowkapitel seines Buches, in dem er eine eigene Chronik von der Stadt Teltow entwerfen will, werden einige kleine, ganz kurze Proben aus den Aufzeichnungen geboten. Für keinen Zweck glaubte Thom. W. von der Hagen zu Hohen-Nauen 1767 in seinem Büchlein „Beschreibung der Stadt Teltow aus Urkunden und glaubhaften Nachrichten“ Jedels Chronik viel eingehender heranzuziehen zu sollen, so im Hinblick auf namhafte Teltowgeschlechter. Eine erneute Durchsicht der Jedelschen Aufzeichnungen lehrt denn auch, daß der eigentliche Inhalt seiner Chronik als Zeitbild anheimelnd nicht ausgeschöpft wurde.

Zweifellos ist der Teltow nicht arm an Quellen und Quellbüchern. Für die Stadt Teltow selbst schlossen sich an Jedel später als Chronist der Prediger Krüger an und 1784 ging der Magistrat zu Teltow ebenfalls an eine Zusammenstellung heran. Dennoch wäre es zu begrüßen — und die

Anregung darf hier ausgesprochen werden —, wenn die „Teltowgraphia“ vom Pastor Jedel, deren Reinschrift etwa 300 Folioseiten ergab, einmal als Buch, vielleicht mit noch anderen Berichten von Chronikanten, einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht würde. Vielleicht würde sich sogar die Historische Kommission der Provinz Brandenburg und der Reichshauptstadt, die noch auf lange Zeit allerdings mit wichtigeren Quellenpublikationen überlastet ist, der Drucklegung annehmen. Jedels Werk vereinigt naturgemäß denjenigen Teil der Mark und von Berlin, den seinerzeit die Kreisgrenze, einschließlich also des diesseits gelegenen Cölln, als dem Teltow zugehörig markierte. Fast mit erschüttertem Stolz bekannte der Chronist des ersten Teiles der Teltowgraphie folgendes: „Die vornehmste Stadt in dem Teltow, die billig zuerst gesehen wird, ist Cölln an der Spree. Daher nennen auch S. R. Maj. den Teltowischen Kreis ihren Kreis, weil sie mit darzu gehören und in Cölln... auf dem R. Schlosse residieren; deshalb nicht unbillig der Teltowische Kreis allen übrigen Kreisen dieses Landes sollte vorgekehrt werden.“ Auch in dem für Jedel sicher bezugten Abschnitt der Chronik finden sich derartige interessante Bemerkungen, so daß schon daraus hervorgeht, daß Jedel wohl die Literatur benutzte, aber doch auch eigene Wege zu beschreiten suchte, wie es eben der Rahmen einer Teltowgraphie erforderte. Nicht zum wenigsten wird es daher auch die Aufgabe sein, im nachfolgenden zu dem unmittelbar beobachteten Tatsachenmaterial, das der Pastor in die Annalen während seiner Amtstätigkeit eintrug, in der probeweise mitgeteilten Zeugnissen durchschimmern zu lassen, was zugleich dem Schreiber charakterisiert, um damit die Gestalt des Pastors Jedel dem Leser vor Augen zu stellen.

Treten wir einen Gang durch die Chronik selbst an. Wovon will die Teltowgraphie vermelden?

Die ersten drei Kapitel. Im ersten wird über den „Namen der Stadt Teltow“ gehandelt. „Teltow oder Teltou heiße allgemein in Kron-Teltow und habe eine Gleichheit mit Teldau. Der Name gilt als wendisch. Ueber den Ursprung des Namens Teltow bestehen verschiedene Ansichten, die sich sogar aus Begebenheiten, wie Karls des Großen Feldlager hier selbst (Telt. Zelt) u. dgl. herleiten. Von Sagen umspinnen gehört die Urgeschichte der Stadt Teltow grauer Vorzeit an; wir vermögen das geschichtliche Bild nicht zu erhellen. Aus Jedels Zusammenstellung sei folgende, merkwürdige Begebenheit mitgeteilt: „Nach einer anderen dergleichen scheinbaren Tradition zur Beweismittel des Namens Teltou findet sich von Tele to bei einem Saviagen, welches einem teutischen Fürsten zu Vermögen, von einem wendischen Könige dieser Gegend angesetzt gewest; wobei der König durch einen auf ihn zulaufenden, ungemein großen Hauer in große Lebensgefahr geraten; von dem Fürsten aber glücklich errettet worden; Indem er einen seiner bei sich habenden Sunden an das Schwein gesetzt mit dem teutischen Worte Tele to, tele to etc. der das Schwein auch sofort gepadet, daß es von dem Könige hat können erlegt werden. Zum Andenken dessen sei hernach auf derselben Stelle ein Jagdhäus und folglich in der Gegend eine Stadt angelegt und ihr der Name Teleto gegeben worden; woraus denn in kurzen gar natürlich der Dialectus Teltou entstanden.“ Nach Betrachtung einer anderen Derivation, daß an dieser Stelle die Heiden geopfert hätten, kommt die Chronik zu der Aufgabe, daß der eigentliche Ursprung von dem See Teltou herzu-

letten sei: „Zwar ist diese Namensbestimmung des Sees fast keinem Einwohner hier selbst mehr bekannt gewesen, sondern durch einen zufälligen Namen, da er vulgo der Hegeles genannt wird (weil er geheget und nur vormals des Winters, zu Eise, von Hofe aus, gefischt worden) in Vergessenheit gekommen; auch daher fast gar verschlungen und verzehret; jedoch in den Landesarchiven beständig beibehalten und endlich wieder ans Licht hervorgebracht worden.“ Ein öffentliches Kgl. Patent, Drenenburg, 3. II. 1702 habe die Seen der Mittelmark unter Versteigerung (Lizitation) zur Erbpacht ausbezogen. Der See Teltow wurde „Hans von Willmerstorff“ übergeben, und zwar „auf dem Wege des Laufes gegen einige Wiesenstücke bei Spandau. Die Stadt, ehe sie zerstört wurde, habe an dem Teltow gelegen, obgleich ist die Stadt eigentlich und mehr an dem kleinen See, der Stavelsee genannt, liegt“. So berichtet die Chronik und kommt zu der Schlussfolgerung, daß das Wort Teltow ein nomen proprium eines Mannes bedeute, dem die ganze Gegend gehört habe, daß also Teltow nichts anderes heiße als „Telts-see“.

Danaoh betrachtet der Chronist im zweiten Kapitel das Alter der Stadt Teltow. Der Inhalt handelt „Von der Stadt Ursprung und ihrem Altertum“. Teltow ist „wirklich eine Stadt“, da sie mit dem Stadtrecht beliehen wurde, „daß sie darf ein Rathaus, Burgemeistere und Ratmannen haben, die da können andern das Bürgerrecht conferieren.“ Woher die Stadtrechtigkeit stamme, ist ungewiß, „wie wohl unser Teltow in seinem Altertum der wendischen Zeiten dieses Landes weit übersteigt“. Interessant ist das Aufzeigen des Alters der Stadt Teltow aus den Urnen, der äußerlichen Figur, den großen, alten Eichbäumen, aus ihren praerogativen und aus dem ungewissen Ursprung selbst. So habe man am sogenannten Stollenberg am Hegeles oder Teltow, „am Wege der Landstraße nach Berlin urnas“ im Boden gesehen und in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts, als man ein Stück des Walles, der die Stadt umzog, „an der Seite des Hegeles umkürzte und plantierte“ Urnen der alten Deutschen gefunden, und zwar unter dem Diameter, einer Stelle, wo der Chronist einen Begräbnisort der Heiden vermutete. Die noch auf den Wällen und dem Stadtgraben trockenen Eichriesen von etlichen Klaftern Dide, deren Stämme bis an 50 Fuder Holz geliefert hätten, ließen schätzungsweise auf 700 Jahre zurückrechnen. Ebenfalls in den 30er Jahren wurde ein solch alter Baum zum Windmühlenturm benutzt (zum „Ständer“ usw.). So stellt der Chronist in Gegensatz zu seinem ersten Kapitel mit einigen Fabeln über den Ursprung Teltows die Wirklichkeit und kommt zu dem Ergebnis, daß die Stadt Teltow älter als Cölln an der Spree sei, was „unter andern aus den Schenkfrügen in dem umliegenden Dörfern erhellet, welche Teltow, bis an Cölln zu verlegen hat. Wäre Cölln an der Spree ehe eine Stadt gewesen als Teltow, würde sie sich dieses Benützung und Recht nicht haben von Teltow wegnehen lassen, als die Schenkfrüge ausgeteilt worden... Cölln selbst gehört zum Teltowischen Kreise und ist Zweifels ohne bei ihrer Erbauung dem Teltowischen Kreise zugerechnet worden; oder hat vielmehr nicht wohl können oder sollen getrennt werden, nachdem die Dörfer, daraus sie formieret und zu einer Stadt worden unter dem Teltowischen Kreise gestanden haben. Welches die Feldmarken vor dem Köpenickischen Lohr nebst der ganzen Dorotheenstadt, Friedrichstadt und Tiergarten, die alle noch vor weniger Zeit und bei Menschen Denker Ader gewesen, genugsam bezeugen können“.

Eine Beobachtung im folgenden Kapitel, das von der „Situation“, vom „Bezirk der Stadt“ berichtet, sucht den engen Zusammenhang zwischen Cölln und Teltow durch die Ähnlichkeit des Wappens herzustellen; roter Adler mit ausgebreiteten Flügeln und Waffen, den Kopf zur rechten Seite gewandt in einem weißen und silbernen Felde, „damit habe sollen

angedeutet werden, daß diese Stadt, weil sie auf des Teltowischen Kreises Grund und Boden gelegen, darinnen Teltow die älteste Stadt ist, auch bei dem Teltowischen Kreise sollte bleiben und darzu gerechnet werden“. Wir streifen nur den Grundplan des Kapitels, dessen Inhalt, weit umfassender, in neueren Gesamtdarstellungen besser zu lesen ist. Teltow lag in der Mark Brandenburg, bzw. in der Mittelmark, und innerhalb dieser wieder in Teltowischen Kreise (neben Fossen und der Leupther Herrschaft, die später hinzutamen). Als Kreiseinteilung gibt die Chronik nach der früheren, dem Landbuch Karls IV. entsprechenden die damalige; es handelt sich um elf Städte: Cölln an der Spree, Friedrichswerben, Dorotheenstadt, Friedrichstadt, Cöpenick, Charlottenburg, Mittenwalde, Trebbin, Teltow, Fossen und Leuwitz. Einige Ereignisse zu Fedels Zeit seien angeführt. Am 17. Januar 1709 hatte Friedrich I., König in Preußen, die Magistratskollegien aufgehoben und im Berliner Rathaus vereinigt; auch die Dorotheenstadt hatte ihr „besonders vollbestes“ Collegium. Unter diesem König blühte die Friedrichstadt empor. Dazu bemerkt der Chronist des ersten Teils der Teltowographie: „Unter denen vielen prächtigen Gebäuden ist das Collegienhaus in der Lindenstraße noch das aller ansehnlichsten, worinnen die Collegia des Kammergerichtes Consistorii und andere mehr eingeführt u. A. 1735 darzu inaugurirt worden.“ Bei Cöpenick wird des angenehmen und sehr schmackhaften Bieres gedacht, gelegentlich der Erwähnung des Brauhauses, wo der „Moll“ gebraut wird. Cöpenick ist der Schlosser Friedrichs, der sich dort schon als Kurprinz aufhielt und viel Zerstreuung fand zu jeder Jahreszeit. So auch im Winter beim Fischen „zu Eise mit dem großen Garn“ auf der Müggel als Oberfischmeister, „auch wohl zuweilen selbst zu deno plastr die Fische verkauften“. Im Schlossgarten blühte 1712 „die erste Aloe in diesem Lande“, ein Brauchtemplar, das eine Höhe von 31 Fuß erreichte, sich in 44 Keften ausbreitete und 7277 Blumen angelegt haben soll. Sie gehört in die Gruppe jener „raren indianischen Gewächse“, die nur „an die 44 Jahr gebauet worden“. Seltsames hatte sich auch in Charlottenburg zugetragen. Zur Einweihungsfestlichkeit der Kirche 1716, am 12. Juli, in Gegenwart des Monarchen, der Königin und des gesamten Hofstaates mußte der Konfistorialrat und Propst von Friedrichswerber, Berlin, Michael Kolloffs, Hoheehwürden, da die Kirche unwürdig noch nicht fertiggestellt war, „bei der Einweihungspredigt auf einer schlechten Leiter zur Kanzel aufsteigen“. Daran schließen sich anschauliche Betrachtungen über diese ecclesia simultanea, d. h. sowohl für die Reformierten wie Lutheraner bestimmt, und sonstiges.

Von dem heutigen Teltow erfährt Mittenwalde die umfangreichste Darstellung, Teltow an dieser Stelle die knappte. Es folgen Erörterungen über die Ritterschaft des Kreises Teltow, die noch zu Zeiten des Chronisten eine ansehnliche genannt werden konnte. Dörfer und Geschlechter ziehen an uns vorüber. Bauern und Hufen, Flüsse und Ströme, Seen, Parforcegärten und Remisen, Kirchen und Geistliche, Kirchen-, „Wissitationes“ und Schulen. Dennoch verliert man das Einzelbild nicht so schnell dabei aus der Erinnerung, wenn es so anmutig sich anläßt wie Dorf Gröben. Nachdem die Mute, auch Mude genannt, in Trebbin ihr Wasser durch eine Mühle und Säneidemühle geschickt hat, strömt sie weiter, um in Kleinen Bitten abermals eine Mühle „gehend zu machen“, „kömmt“ danach in den Gröbener See, durchläuft diesen, wie die Saare zur Witten. So bilden beide Flußläufe bei Gröben eine Insel, auf der sieben Fischer lebten, die die Fischer hießen. Im weiteren Verlauf gibt die Mute noch dem Dorf ihren Namen, Hundert Schritt vor Saarmund weicht sie aus, vereinigt sich dann mit der Saare, gibt vor Potsdam auf „Sadendam“ wiederum einer Mühle „Arbeit“, und, endlich, „verleibt“ sie sich dem Havelstrom ein. (Fortsetzung folgt.)

Stendal, die Stadt, die einem Dichter den Namen gab

800 Jahre brandenburgische Geschichte.

RDW. In der Geschichte der Mark Brandenburg ist das Jahr 1934 ein bedeutungsvolles Gedenkjahr: Am 15. April 1134, also vor nunmehr 800 Jahren, wurde auf dem Friesentag zu Halberstadt die Belehnung Albrechts des Bären mit der Nordmark durch Kaiser Lothar II. verkündet. Damit wurde der Grundstein für die Entwicklung der späteren Mark Brandenburg gelegt. Das Jubiläum, das voraussichtlich eine ganze Reihe von Festveranstaltungen bringen wird, lenkt die Aufmerksamkeit besonders auf die Altmark, deren schöne Hauptstadt Stendal ist.

Ein Spaziergang durch ihre vielen Sehenswürdigkeiten ist überaus lohnend. Wer ahnt denn, daß hier einer der schönsten norddeutschen Dome steht, wer erinnert sich, daß der Wiederentdecker antiker Kunstschönheit, Winckelmann, als Sohn eines Stendaler Schuhmachers geboren wurde, daß der berühmte Afrikaforscher Nachtigal das Stendaler Gymnasium besuchte, ja, daß der große französische Romandichter Henry Beyle sich in Erinnerung an seinen Aufenthalt in der altmärkischen Hauptstadt 1806 kurzweg Stendhal nannte?

Es gibt nicht viele Städtebilder von solcher Wucht und Geschlossenheit, wie den Blick, der sich eröffnet, wenn man von der Brüderstraße kommend, auf der Stendaler Markt tritt: zwei senkrecht aufeinander zuflühende Gebäude vereinigen sich zu dem mächtigen Block des Rathauses, an dessen Ecke der alte, über 5 Meter hohe Roland mit erhobenem Schwerte und fast komischer Gutmütigkeit des Ausdrucks Wache hält. Hart hinter dem Rathaus aber streben die Türme der Marienkirche gen Himmel, und zwischen ihren schlanken Spitzen steht auf einem Laufbrett noch ein drittes Türmchen genau der gleichen Art; so winzig, als schwebte es frei in der Luft.

Ebenso beachtenswert wie das Innere der Kirche mit ihrem schmuckreichen Altar, Chorgestühl und Taufstein ist das Rathaus, das aus dem Gildehaus der einst in Stendal herrschenden Gewand Schneider und dem Gerichtshaus zusammengewachsen ist. Die frühere Gildestube, der jetzige Stadtverordneten-Sitzungsaal, besitzt eine prachtvolle holzgeschnitzte Wand von 1462.

Zu den Ratsherren der Stadt gehörten im Mittelalter,

als Stendal zu den bedeutendsten Städten Norddeutschlands gehörte, auch die Bismards. Die Familie des Kanzlers stammt wahrscheinlich aus dem Dorf Bismart bei Stendal. Des Altreichstanzlers Geburtsort ist jedoch Schönhäusen, das auf dem rechten Ufer der Elbe ebenfalls nur wenige Kilometer entfernt liegt. Zum Gedächtnis des Reichsgründers hat die Stadt Stendal im Rathaus ein Bismarck-Uhrzifferblatt ins Leben gerufen. Es enthält über 10 000 Gegenstände, darunter Kuriositäten, wie eine Sammlung sämlicher in- und ausländischer Bismarck-Karikaturen, Büschel seiner Haupthaare usw. Das Gertrauden-Hospital, 1370 von dem durch den Handwerker-Aufstand berühmten Klaus von Bismarck gestiftet, ist noch heute im Besitz der Familie. Die Marienkirche war die Kirche des Rats, die der ihn befehldenden Geistlichkeit war der Dom. Das Stendaler Domkapitel hatte das Patronat über 17 Kirchen. Es war so mächtig, daß es keinem Bischof, sondern nur dem Papst direkt unterstand. Ist es da zu verwundern, daß der Dom eine Meisterschöpfung

gehört ist? Nach Ansicht mancher Gelehrten sogar das reifste Werk der kirchlichen Architektur des Mittelalters in Norddeutschland! Der edle Bau enthält viele bedeutende Kunstwerke. Kreuzgang und Kapitellsaal umschließen den alten Domfriedhof malerisch. Hier ist jetzt das Altmärkische Museum zu Hause, mit seiner Hauptschönheit, dem Kugelwit-Altar. Kugelwit, Sohn eines Stendaler Tuchmachers, setzte als Erzbischof von Magdeburg die Vollendung des dortigen Domes durch und erfand — nebenbei bemerkt — das altmärkische Nationalgericht: Erbsuppe mit Schweinsohren, als Kaiser Karl IV. ihn unerwartet im Kloster Lehnin besuchte und streng verbot, seinetwegen zu schlachten.

Hat man die Straßen der altertümlichen Stadt durchwandert, so gehe man durch das schöne Menglinger Tor, einem Bruder des berberen Tagermünder Torres, zum Aussichtsturm im Bürgerpark hinauf, um zum Abschluß den Rundblick über das alte Stendal mit seinen Kirchen, Klöstern, Toren und dem fast 600-jährigen Gymnasium zu genießen.

Das Museum im Marstall

Besuch bei Potsdams alter Garnison.

Nach Hund zweihundert Jahre sind vergangen, seit Friedrich Wilhelm I. — der „Drillsdwebel“, wie ihn sein Vetter Georg II. von England spöttisch zwar, aber doch auch respektvoll nannte — hier im Potsdamer Lustgarten höchstpersönlich seine „langen Kerle“ exerzierte, vor jenem niederen, langgestreckten Bau, der, 1675 von Nering errichtet, seinem Vorgänger noch als Orangerie, seinem Sohne dann aber bereits zu militärischen Zwecken — nämlich als Marstall für die königlichen Reitpferde — diente. Seit jenen fernem Zeiten des Soldatenkönigs und Friedrichs des Großen weht an dieser denkwürdigen Stätte der Residenzstadt Potsdam preußisch-militärischer Geist — ein Geist, der noch kurz vor dem Kriege seinen glanzvollsten Ausdruck in der alljährlichen Potsdamer Frühjahrsparade und seine ewig unvergängliche Bewahrung in den Jahren 1914/18 fand. Es liegt ein tiefer symbolischer Sinn darin, daß dieser Geist, der Deutschland durch die Jahrhunderte zu stolzer Höhe führte, in den Tagen des Zusammenbruchs gerade hier eine Zuflucht fand: Im Mai 1919 wurde in dem ehemaligen Reitstall das Garnisonmuseum eröffnet, das heute eine der vielen charakteristischsten Sehenswürdigkeiten Potsdams und ein lohnendes Ziel für winterliche Sonntagsausflüge darstellt.

Seine ehemalige Bestimmung kam der Bau auch heute nicht verleugnen. Noch läuft den ganzen Raum entlang die Stallgasse, auf deren Fliesen die Stallburden einst nach altem Kavalleristenbrauch ihre zwölf „Striche klopfen“; noch steht die Pumpe, aus der die Pferde getränkt wurden. Und selbst die Boxen sind zum großen Teil noch vorhanden, aber — es ist wirklich, als habe sich 1919 die ganze soldatische Tradition Preußens und Potsdams hier in diesen Stall zurückgezogen. Statt der Pferde stehen in den Boxen heute preußische Soldaten, in je einem Repräsentanten alle Regimenter, die je in Potsdam in Garnison lagen. Von den Reitern und Muskettieren des Großen Kurfürsten angefangen bis zu den letzten Vorkriegs-Garderegimentern, der Gardeulanen, Dragonern, Husaren, Kürassieren, dem Garde du Corps. Weder fehlen die „langen Kerle“ des Soldatenkönigs, die Grenadiere des Alten Fritz, die Freiheitskämpfer von 1813/15, noch die Zietenhusaren, die „Towarxts“, die Lühowschen Jäger, die Gardeschützen. Und selbst die Potsdamer Frühjahrsparade ist vorhanden; mehr als 5000 Zimmsoldaten sind regimentenweise aufmarschiert, im Hintergrund aber sieht man in täuschend meisterhafter Ausführung den Marstall, die Garnisonkirche, das Stadtschloß.

Die Wand der Boxen füllt, an Stelle der Krippen, große Schlachtengemälde, Werner Schuchs „Zieten bei Hermersdorf“ und „Sendlitz bei Rothbach“, Röcklings „I. Garderegiment zu Fuß in der Schlacht bei Leuthen“, Blüchers Uebergang über den Rhein“ von Dieb, sechs Motive von 1870/71 und viele andere. Die übrigen Wände sind mit Waffen aller Art und wiederum mit Bildern bedeckt, darunter einer Sammlung von 163 Stichen, die zahllose Erzählungen und Anekdoten um Friedrich den Großen illustrieren. Bemerkenswert sind auch einige Porträts von Riesengardisten in natürlicher Größe. Da sieht man den Gardegrenadier und Flügelmann Josef Schwepfer aus M.-Gladbach, der zwei Meter und fünf Zentimeter maß, den Gardegrenadier Harz, der es immerhin auf 1,97 Meter brachte u. a. Auch Kuriosa sind vorhanden, so beispielsweise der Waffenrock, den der letzte Kronprinz mit 12 Jahren als Leib-Gardehusar trug. Brunnstücke des Garnisonmuseums sind zwei Geschütze, die der letzte Kaiser seinerzeit als Geschenk von Krupp erhielt.

Die Waffengattungen des Weltkrieges sind, der Bestimmung des Museums entsprechend, nicht vertreten, wohl aber eine Sammlung von 90 Gemälden und Zeichnungen, die von Künstlern an der Front, unter dem unmittelbaren Eindruck des Kriegserlebnisses selbst geschaffen wurden.

Es würde zu weit führen, alle die vielen Dinge, die sonst noch hier zu sehen sind, aufzuzählen. Fast zögernd scheidet man von dieser so seltsam herben, so ganz vom Geiste altpreussischer Wehrhaftigkeit erfüllten Stätte, um wieder in den Lustgarten hinauszutreten. Vom Turm der Garnisonkirche herab aber klingt — wie zu des Großen Friedrichs Zeiten — das Glodenspiel . . . S. 3.

„Der Teufel einft die Stadt regierte — Der Herrgott in der Höll' logierte . . .“

Einen seltsamen Scherz hat sich die Vorführung in Gunzenhausen, einem kleinen niederbayerischen Städtchen im oberen Altmühltal, unweit von Weiskenburg, geleistet. An einem Hause in diesem so friedlichen Orte kündigt ein Vers von seltsamen Zuständen:

„Der Teufel einft die Stadt regierte,
Der Herrgott in der Höll' logierte,
Der Hunger aber, — Welch ein Graus! —
Schaute zum Brückentor hinaus.“

Wer in diesem Vers einen tieferen Sinn vermutet, wird überrascht sein, wenn er den Ursprung entdeckt. Denn der Vers wollte keine Schreckenszustände geißeln, sondern nichts als eine schlichte Tatsache, die sich hier als seltsame Laune des Zufalls ergab, der Nachwelt zu überliefern. Gunzenhausen hatte nämlich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen Bezirksamtmann Teufel, ferner einen Defau Herrgott, dessen Pfarrhof noch heute in einer Gasse steht, die seit alters den Namen „die Höll“ führt, und einen Gastwirt am Brückentor namens Hunger.

Die Faschnachsemmel

Sonntag fing der Faschnachten an. Da sammelten die Buerdene und Anechte Wurzt, Sped un Eier ein bei den Leuten. Det Sped brotten denn an Moendach in den Kröder siene Küche so Stücker vier Anechte un Buerdjöhne in den Kröder. Nu blew Schmolzt örlisch van det utgebrader Sped, denn de Lüde jawen fettet Sped, jeder wollte sich doch zeigen. Det blew bis künftigt Sundaach Ond, da hebben sie sich det Schmolzt gedeekt. Der Kröder mükte Semmeln anschaffen un die Anechte köfften die Semmeln für das örlische Feld. Nu schmieren sei det Schmolzt uppe Semmel, nahmen sich of wat tu Stiebelshmiere met. Mänige hebben ihre Semmeln jeätten, mänige hebben sei med jenoamen un hebben sei, ein oder zwei Semmeln ünger die Mäken verdeckt. Sundaach Abend, wenn sei uten Krug tu huse sängen, wurden sie an die Kammerfenster von die Mäken jebracht. Die Semmeln wurden erst upjeschneden, die Hälften uppe Brust oder üngern Arm jenoamen, det sei warm würden, un denn wurden sei jeschmeert. Sei hebben den Slowe jehädd, daß ihnen die Mäken müeten allene loamen, ör nachjeen un loaten of nich aff van ör. Wir des is wahr: wer die Semmel aufessen tut, muß dem Menschen nachjeen, der sie ihm jebracht hat. Dann kann man nicht von ihm lassen.

W. v. Sch.

Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten. Einsendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Kieser, Gräben, Post Ludwigsfelde.